

FRÜHNEUHOCHDEUTSCH UND BUCHDRUCKERKUNST

¹⁾II. Die Antinomie ‚geschrieben ↔ gesprochen‘

Akihiko Fujii

7. Die menschliche Körperlichkeit und die Entstehung der Gegensätzlichkeit ‚geschrieben ↔ gesprochen‘
8. Die Endstellung des finiten Verbs in den Gliedsätzen

Im Jahr 1979 habe ich, zum Teil auch durch einen Aufsatz von Prof. Hans Eggers²⁾ angeregt, den Versuch unternommen, bei der Wortfeldforschung der ‚Seelensubstantive‘ des Heliand eine diachronische Perspektive mit in Betracht zu ziehen.³⁾ Dabei habe ich hauptsächlich die Bedeutungsentwicklung des altsächsischen Wortes *mōd* (>nhd. Mut) im Vergleich mit den anderen Seelensubstantiven wie *hugi*, *mōdsebo*, *sebo* verfolgt. Meine Erfahrungen bei dieser Untersuchung haben mich auch darüber belehrt, daß mit der herkömmlichen Methode, durch genaue Interpretationen des Einzelbelegs und durch Vergleiche mit dem Gesamtbestand zur Einsicht in die Bedeutung zu gelangen, bei diesen vier Wörtern nur wenig auszurichten ist, daß wohl aber anhand der Untersuchung der syntaktischen Verbindungen, in denen die Wörter aus dem Sinnbezirk des Seelenlebens vorkommen, ein Einblick in die Bedeutungsentwicklung der Wörter zu erwarten ist.

Nicht weniger aufschlußreich wurde mir der Sachverhalt, daß im Entwicklungsgang der Bedeutung von *mōd* die Körperlichkeit des Menschen eine entscheidende Rolle spielte. (*mōd* wanderte im Verlauf seiner Bedeutungsentwicklung vom außermenschlichen Bezirk in den Bedeutungsbereich des innermenschlichen Seelenbezirkes ein.) Diese beiden mir bewußt gewordenen Faktoren — die syntaktischen Verbindungen einerseits, die menschliche Körperlichkeit andererseits — haben mich veranlaßt, mich mit der Untersuchung des frühneuhochdeutschen Satzbaus zu beschäftigen.

7. Die menschliche Körperlichkeit und die Entstehung der Gegensätzlichkeit ‚geschrieben ↔ gesprochen‘

Obwohl der Mensch im wirklichen Leben eine körperliche Existenz darstellt, hat die Philosophie der Neuzeit merkwürdigerweise das Problem der menschlichen Körperlichkeit

außer acht gelassen. Sie hat nämlich das körperliche Dasein des Menschen und seine irrationalen Seiten durch die Heiligung der Vernunft für ihn selbst entfernt und entfremdet. Folglich ist es dazu gekommen, daß eine Erörterung des menschlichen Körpers, der als nicht diskussionswert abgeurteilt und objektiviert worden war, den naturwissenschaftlichen Bemühungen überlassen werden mußte. Der Subjektivismus der Philosophie und der Objektivismus der exakten Naturwissenschaften in der Neuzeit sind sozusagen die Zwillinge, die das neuzeitliche Denken zur Welt gebracht hat,⁴⁾ und so konnte die realistisch existierende Körperlichkeit des Menschen, die sich in der ‚Lebenswelt‘ (E. Husserl) sowohl subjektiv als auch gleichzeitig objektiv verwirklicht, seinen Platz nicht finden.

Das menschliche Dasein ist jedoch ohne den lebenden Körper nicht denkbar. Die notwendigen Bedingungen für die Menschlichkeit — Individualität, Einmaligkeit, Endlichkeit usw. — sind alle tief und fest in der Körperlichkeit des Menschen verwurzelt. Daher ist es erforderlich, eine ‚positive‘ Einstellung zur menschlichen Körperlichkeit zu gewinnen, aber es wäre wieder ein Unding, wenn man über das Problem von ‚Körper und Geist‘ nochmals nur aus theoretischen und unrealistischen Gesichtspunkten ‚philosophieren‘ wollte, denn hier muß eher die Notwendigkeit einer ‚Umwertung‘ proklamiert werden, nämlich die Körperlichkeit des Menschen als solche anzuerkennen, d. h. an das Problem der Körperlichkeit anhand der fundamentalen Lebens- und Verhaltensweise der menschlichen Existenz in der wirklichen Welt heranzugehen. — Aus welchem Gesichtspunkt und auf welche Weise ist beim Studium der deutschen Sprachgeschichte diese Problematik zu behandeln?

Die Körperlichkeit spielt auch beim sprachlichen Handeln des Menschen eine wesentliche Rolle,—man spricht mit dem ‚Mund‘ und hört mit den ‚Ohren‘, schreibt mit der ‚Hand‘ und liest mit den ‚Augen‘. Unter diesen vier stellt der Akt des *L e s e n s*, der durch die Erfindung des *B u c h d r u c k s* mit beweglichen Lettern (Mitte des 15. Jhs.) und danach durch die gedruckte Literatur gefördert und verbreitet wurde, den jüngsten mit einer nur ungefähr 500jährigen Tradition dar. Freilich besteht das Schriftzeichen von alters her, vom Besitz des Schriftzeichens muß jedoch seine Verbreitung klar und deutlich unterschieden werden. Aus diesem Grunde kommt auch die Tatsache nicht in Betracht, daß bereits in der Karolingerzeit der großräumige Schriftverkehr in Staat und Kirche anfang und damit die gelegentliche Verschriftlichung deutscher Sprache begann,⁵⁾ denn noch viele Jahrhunderte lang blieb das Latein die eigentliche Schrift- und Bildungssprache der Deutschen. Hierbei muß man vielmehr die *f r ü h n e u h o c h d e u t s c h e* (1350–1650) oder die ‚jüngere frühneuhochdeutsche‘ Periode (1500–1650) ins Auge fassen, in der nämlich „die gedruckte Literatur als völlig neuer Faktor — mit dem im Gefolge der humanistischen

Bestrebungen einsetzenden Anstieg der Schulbildung und der damit Hand in Hand gehenden Verbreitung von Schreiben und Lesen — bestimmenden Einfluß auch auf Form und Gestalt der deutschen Sprache gewann.“⁶⁾

In vielen Darstellungen der deutschen Sprachgeschichte zeigt sich die Tendenz, die Buchdruckerkunst und ihre Einflüsse nicht in Beziehung auf die Teilnahme der neuen, des Schreibens und Lesens kundigen Schichten am literarischen Leben, sondern ausschließlich im Zusammenhang mit der Ausbildung der Gemeinsprache oder dem Ausgleich zwischen den noch sehr unterschiedlichen Regionalsprachen zu beschreiben und beurteilen.⁷⁾ Ich halte es für recht und billig, daß den Sprachhistorikern, die die Geschichte ihrer Muttersprache darstellen, insbesondere eine Reihe von Strömungen bei der Ausbildung ihrer Einheits- oder Standardsprache in die Augen fallen, aber herrscht hier nicht eine für Europäer allgemeine Ansicht, daß ‚Schreiben und Lesen‘ immer ein Mißbrauch der Sprache sei, die ihren Namen ja doch eigentlich vom ‚Sprechen‘ herleite?⁸⁾

Diese Ansicht, daß nämlich die Hauptaufgabe der Linguistik die phonologische Forschung sei, stellte und stellt die grundlegende Voraussetzung der westlichen Sprachwissenschaft dar, aber mich als Japaner, der im täglichen Leben auch das ‚Ideogramm‘ (die sinojapanische Schrift) schreibt und liest, interessieren vielmehr die graphetischen oder graphemischen Elemente der geschriebenen Sprache. Deshalb sehe ich auch den Hauptbeitrag des Buchdrucks, der — um 1500 bereits weitgehend entwickelt — die Möglichkeit gab, auf ausgedehnte, räumlich und zeitlich entfernte Leserkreise zu wirken, eher darin, daß damals mit der ‚Verschriftlichung des Lebens‘ für eine große Zahl von Deutschsprechenden die Antinomie ‚geschrieben ↔ gesprochen‘ gegeben wurde. „Der normale Spracherwerb und seine (gesprochene) Verwendung, in früherer Zeit vollkommen ausreichenden Kommunikationsmittel für alle Lebenssituationen, wurde ergänzt bzw. überlagert durch das Medium Schrift.“⁹⁾ Welche Einflüsse übte nun also die Entstehung dieser Gegensätzlichkeit oder die Überlagerung des Spracherwerbs durch das schriftliche Medium auf die damalige Sprache der Deutschen aus?

8. Die Endstellung des finiten Verbs in den Gliedsätzen

Die Vermutung liegt nahe, daß die Sätze sorgfältiger und weiträumiger als bei den mündlichen Äußerungen organisiert wurden, weil der Leser größere syntaktische Zusammenhänge leichter erfassen kann als der Hörer. Otto Ludwig stellt die Merkmale geschriebener Sprache — neben einer pragmatischen (Gebrauch der satz- und textgliedernden

Signale) und einer morphologischen (Gebrauch des Präteritums und des Konjunktivs) — auch auf der syntaktischen Ebene folgendermaßen fest:¹⁰⁾

- (1) die Sätze sind deutlich gegeneinander abgesetzt;
- (2) sie sind in der Regel wohlgeformt, vor allem syntaktisch vollständig;
- (3) von den Variationsmöglichkeiten einer Sprache wird häufiger Gebrauch gemacht und
- (4) die Wortstellung ist fester als in der gesprochenen Sprache: Thema-Rhema Folge und (in Nebensätzen) Endstellung des Verbs.

Charakteristisch für den modernen deutschen Satzbau und zumindest im schriftsprachlichen neuhochdeutschen Gebrauch generell üblich ist die Endstellung des finiten Verbs in den Gliedsätzen. Auch im Fnhd. ist sie bereits vorherrschend, jedoch stellt diese Position noch keinesfalls die einzige Möglichkeit dar. Wir können mit M. M. Guchmann¹¹⁾ zwei Varianten mit je auch zwei Abarten unterscheiden:

1. Ein Rahmen ist nicht vorhanden:

- a) die Verbkomponenten stehen in Kontaktstellung in derselben Folge wie im Hauptsatz: *Wan die menschen, die nicht sein außgangen vber die natur.*¹²⁾
- b) die Wortfolge ist umgekehrt: *In dem man geschriben vindet all Epistol vñ Ewāgely.*¹³⁾

2. Bei vorhandenem Rahmen sind wiederum mehrere Abarten möglich:

- a) die flektierte Verbform steht in absoluter Endstellung: *Nach dem kaiser Friderich der ander die rōmischen bebst langzeit verfolget vñ den rōmischen stul mit vil iamers bekumret vnd betrūbet het.*¹⁴⁾
- b) die flektierte Verbform geht der unflektierten voraus: *ain engel rufft mit lautter stȳme/ob yemāt wāre in himel vñ ī erdē/der das bŭch künde auffgetun.*¹⁵⁾

Alle diese Varianten sollen in den Frühdrucken belegt sein.

Im 14./15. Jh. ist nach V. G. Admoni¹⁶⁾ sowohl im Haupt- als auch im Gliedsatz die Zahl der Sätze ohne Rahmen gering. Der vollständige Rahmen erweist sich in allen der von ihm untersuchten Texte als die vorherrschende Form. Auch in den Texten des 16. Jhs. machen die Sätze ohne Rahmen noch einen verhältnismäßig geringen Teil der einer Rahmenbildung fähigen Sätze aus. Nach R. P. Ebert¹⁷⁾ kommen im 17. Jh. in den meisten Texten Sätze ohne Rahmen überhaupt nicht vor, und im 18. Jh. schwinden die Sätze ohne Rahmen vollständig.

Es wird häufig behauptet, daß das Vorherrschen der absoluten Endstellung im Nebensatz (insbesondere seit dem 17. Jh.) auf dem Einfluß der deutschen Schulgrammatik beruhe.¹⁸⁾ Aber könnte man nicht interpretieren, daß sie bloß die bereits in der geschriebenen

Sprache vorherrschende Endstellung zur absoluten Regel erhoben hat?

Martin Luther (1483–1546) ist auch dafür bekannt, daß er das mündliche Wort hoch einschätzte.—„Es lernet ein jderman gar viel besser Deudsch oder ander sprachen aus der mundlichen rede, im Hause, auff dem marckt und in der Predigt“¹⁹⁾, „es ist ein groß unterscheyt, etwas mit lebendiger stymme adder mit todter schrift an tag zubringenn.“²⁰⁾ Er machte in erheblichem Ausmaß von der Freiheit der Wortstellung und der Satzglied-abfolge Gebrauch, schaltete unvermittelt von Nebensätzen auf Hauptsätze um, verwendete Ellipsen, Anakoluthe, verdeutlichende Modalpartikel usw.²¹⁾ B. Stolt stellt bei seiner Untersuchung der lateinisch-deutschen Sprachmischung in Luthers Tischreden²²⁾ fest, daß noch nur 72% (65 Sätze) der mit *dass* eingeleiteten 90 Sätze eine absolute Endstellung des Prädikats aufweisen. Luthers freie Wortstellung ist also auch im Zusammenhang mit der ihn prägenden, gesprochenen Sprache zu sehen, denn eine solche Voranstellung der Verbform kann auf den Einfluß gesprochener Sprache zurückgeführt werden.

Die Untersuchungen der fnhd. Syntax sind von mehreren Wissenschaftern — J. Erben, V. G. Admoni, J. Schildt, G. Kettmann, B. Stolt, M. Rössing-Hager u. a. — durchgeführt worden, stellen jedoch noch keine erschöpfenden Forschungsergebnisse dar, was auch verständlich erscheint, wenn man bloß die Masse des überlieferten Materials berücksichtigt. Im nächsten Aufsatz möchte ich vorderhand aufgrund der (revidierten) Textsammlungen, die in Japan verfügbar sind, eine syntaktische Analyse der Texte durchführen.

(Fortsetzung folgt.)

ANMERKUNGEN

- 1) Vgl. A. Fujii: Frühneuhochdeutsch und Buchdruckerkunst—I. Die Buchdruckerkunst in den Darstellungen der deutschen Sprachgeschichte. In: *Angelus Novus*, hrsg. vom Forschungskursus für Germanistik an der Waseda-Universität, Nr. 8, S. 171–185, Dezember 1980.
- 2) H. Eggers: Altgermanische Seelenvorstellungen im Lichte des Heliand. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 80, 1957.
- 3) A. Fujii: Der Helianddichter als Interpret—Über die Einwanderung von germ. *moda- in den innermenschlichen Seelenbezirk. In: *Etudes de Littératures Européennes*, Université Waseda, Faculté des Lettres, Vol. 27, p. 1–18, Dezember 1979.
- 4) Vgl. H. Ichikawa (市川 浩): Körper als Geist (「精神としての身体」). Tokyo 1975, S. 225/226.
- 5) P. v. Polenz: *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin • New York 1978, S. 40.
- 6) F. Tschirch: *Geschichte der deutschen Sprache II*. Berlin 1975, S. 98.
- 7) Vgl. hierzu die historischen Darstellungen des Deutschen von: A. Bach (⁹1970), H. Eggers (Bd. III, 1969), J. Erben (1970, In: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie*, Bd. 1), H. Hirt (²1925), H. Moser (⁶1969), P. v. Polenz (⁹1978), W. Schmidt (³1980), F. Tschirch (Bd. II, ²1975) und besonders—A. Schirokauer: *Der Anteil des Buchdrucks an der Bildung des*

Gemeindeutschen, In: DVS 25 (1951). Über ihre Standpunkte habe ich eine vergleichende Studie verfaßt (s. Anm. 1).

- 8) F. Kluge: Unser Deutsch. Heidelberg 1958, S. 122. Vgl. hierzu auch: O. Jespersen, *The Philosophy of Grammar* (1924), p. 17; L. Bloomfield, *Language* (1933), p. 21; J. B. Carroll, *The Study of Language* (1953), p. 10; J.-J. Rousseau, *Essai sur l'origine des langues où il est parlé de la mélodie et de l'imitation musicale*. Bordeaux, Ducros 1970, p. 67.
- 9) W. Besch: Frühneuhochdeutsch. In: *Lexikon der Germanistischen Linguistik (LGL)*, Tübingen 1980, S. 590.
- 10) O. Ludwig: *Geschriebene Sprache*. In: *LGL*, S. 326.
- 11) M. M. Guchmann: *Der Weg zur deutschen Nationalsprache*. Teil 2. Berlin 1969, S. 82/83.
- 12) Tauler, *Weihnachtspredigt*.
- 13) *Plenarium*, J. Bessler, Vorrede.
- 14) *Buch der Croniken*, A. Koberger, CCXII.
- 15) *Die vierundzweinczig guldin harpfen*, J. Bämler, 1472, 1b.
- 16) V. G. Admoni: *Der Umfang und die Gestaltungsmittel des Satzes in der deutschen Literatursprache bis zum Ende des 18. Jhs.* In: *PBB (Halle)* 89 (1967), S. 184.
- 17) R. P. Ebert: *Historische Syntax des Deutschen*. Stuttgart 1978. S. 40.
- 18) K. Fleischmann: *Verbstellung und Relieftheorie*. München 1973, S. 57-65, 325-368.
- 19) *Weimarer Ausgabe* 54, S. 74.
- 20) *Weimarer Ausgabe* 2, S. 166.
- 21) H. Wolf: *Martin Luther*. Stuttgart 1980, S. 53.
- 22) B. Stolt: *Die Sprachmischung in Luthers Tischreden*. Stockholm 1964, S. 160-164.